

58]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

„Aber vielleicht ist die Mandchurei Euren Blicken zu weit entfernt — kommt mit mir hierher nach Chicago. Hier in dieser Stadt sind heute nacht zehntausend Mädchen in unreinen Häusern eingesperrt, die vom Hunger getrieben ihren Körper verkaufen. Und wir wissen es und treiben unseren Spas damit. Und diese unglücklichen Geschöpfe tragen die Büge Eurer Mütter, sie können Eure Schwestern, Eure Töchter sein. Das Kind, dessen lachende Augen Euch am Morgen grüßen werden, mag vielleicht einmal demselben Schicksal entgegensehen. Heute nacht sind in Chicago zehntausend Männer obdachlos, heruntergekommen, betteln um Arbeit und hungern doch, die Schreidnisse der fürchterlichen Winterkälte vor Augen. Hunderttausend Kinder mühen heute nacht ihre schwachen Kräfte ab und werden um ihre Jugend betrogen, nur um Brot zu verdienen. Hunderttausend Mütter, die in Elend und Schmutz leben, nehmen den schrecklichen Kampf auf, um nur so viel zu verdienen, ihre Kleinen ernähren zu können. Da sind Tausende von alten Leuten beiseite gestoßen und hilflos, die auf den Tod als einen Erlöser von ihren Qualen warten. Da sind eine Million Menschen — Männer, Frauen und Kinder, — die unter dem Joch der Lohnsklaverei seufzen, um nur so viel zu verdienen, daß sie davon ihr Leben fristen können — Menschenkinder, die bis ans Ende ihrer Tage verdammte sind zu eintönigem Leben voll Mühsal, Hunger und Elend, Schmutz und Krankheit, Unwissenheit, Trunkenheit und Laster. Und dann wendet mit mir das Bild um und blickt auf die andere Seite. Da sind tausend, vielleicht zehntausend, die die Herren dieser Sklaven sind, die den Lohn ihrer Mühsal ernten. Das, wodon sie leben, verdienen sie nicht. Ihre einzige Sorge besteht darin, das Geld auszugeben. Sie leben in Palästen, sie schwelgen in Genußsucht und Verschwendung, wie Worte sie nicht beschreiben können. Sie geben Hunderte von Dollars für ein Paar Schuhe, ein Taschentuch, ein Strumpfband aus, sie verschwenden Millionen für Pferde, Automobile und Nachten, Paläste und Festlichkeiten, für winzige Edelsteine, ihren Körper damit zu schmücken. Alles gehört ihnen. Der Farmer pflügt seinen Boden, der Bergmann wühlt in der Erde, der Weber sitzt hinter seinem Webstuhl, das Genie erfindet, der Kluge leitet, der Weise studiert — und alle Früchte dieser Arbeit des Gehirns, der Muskeln laufen in einem ununterbrochenen Strom zusammen, der da in den Schoß jener Leute fließt. Das ganze Heil der menschlichen Gesellschaft liegt in ihren Händen. Die ganze Arbeit der Welt hängt von ihnen ab, und gleich gierigen Wölfen schlängen sie alles in sich hinein. Dreht und wendet es, wie Ihr wollt, die Menschheit lebt und stirbt für sie. Sie haben die Macht der Regierung gekauft, und überall benutzen sie die geraubte und gestohlene Macht, um ihre Privilegien fester zu umgrenzen, und die Kanäle zu vertiefen, durch die der Fluß des Gewinnes ihnen zufließt. Und Ihr Arbeiter! Ihr sollt nur geboren werden, um immer nur an die Mühen des kommenden Tages zu denken? Ist hier unter Euch ein einziger, der glaubt, daß das für immer weitergehen darf? Daß die Ernte der Arbeit der Menschheit nicht auch der Menschheit gehören müsse, um ihren allgemeinen Zielen zu dienen? Daß sie nicht von dem Willen der Allgemeinheit gelenkt und geleitet werde? Wenn es aber nicht immer so bleiben sollte, wie es jetzt ist, welche Macht will denn die neuen Forderungen durchsetzen? Werden sich etwa Eure Herren dazu bequemen? glaubt Ihr, daß sie jemals den Freibrief Eurer Freiheit schreiben werden? Werden sie ihren Reichtum anwenden, um Schulen für Eure Belehrung zu bauen? Werden sie in Zeitungen Eure Fortschritte hinausrufen in alle Welt, und werden sie politische Parteien für Eure Zwecke bilden? Könnt Ihr denn nicht einsehen, daß diese Aufgabe Eure herrlichste Aufgabe ist, die Ihr jemals ausführen dürftet? Könnt Ihr denn nicht begreifen, daß, wenn sie je zur Ausföhrung kommt, dies nur unter dem heftigen Widerstand der Reichen und Herrschenden geschehen wird, unter Schimpf, Haß und Verfolgung, unter der Peitsche und im Kerker? Das Ziel wird erkämpft werden mit dem

Gelde, das der Hunger zusammenscharte, durch die Erfahrungen, die dem Schläfe gestohlen sind, durch die Gedanken, die sich unter dem Schatten des Galgens entwickelten.“

„Es wird eine Bewegung sein, die in der Tiefe ihren Anfang nimmt, ein scheues und verachtetes Ding, verabscheuenswert, den Ausdruck der Rache und des Hasses tragend. Aber es wird Euch Arbeiter, Euch Lohnsklaven, mit einer gebieterischen Stimme rufen, der Ihr nicht enttrinnen könnt, wo Ihr auch immer sein mögt, mit der Stimme alles des Unrechts, das Euch je zugefügt wurde, mit der Stimme Eurer Pflicht und Eurer Hoffnung. Die Stimme des Riesen Arbeit wird erschallen, verachtet, beschimpft und doch mächtig gigantisch. Ein Traum an Widerstand peitscht den Arbeiter empor, Hoffnung kämpft in ihm mit Furcht, bis er plötzlich aufschnebelt und ein Schrei sich seiner Kehle entringt, hörbar bis zum entferntesten Ende dieser Erde. Und im Blitesschnelle wird der Traum zur Wirklichkeit. Er regt sich, schnell empor, und die Ketten liegen zerschmettert, die Fesseln fallen von ihm ab, er erhebt sich turnhoch, springt wie ein Gigant auf die Füße und schreit seine Freude in die Welt hinaus in unendlichem Frohlocken.“

Des Redners Stimme brach plötzlich ab, unter der Kraft seiner Gefühle. Er stand da, die Arme über sich ausgereckt, und die Macht seiner Vision schien ihm vom Boden emporzuheben. Die Versammlung sprang auf mit einem wahren Beifallsturm, die Männer redten ihre Arme laut lachend vor innerer Erregung. Und Jurgis war unter ihnen. er schrie aus vollem Halse, schrie, weil er sich nicht anders zu helfen wußte unter der Uebergewalt der in ihm aufgewühlten Gefühle. Das war mehr, als er ertragen konnte. Nicht allein des Mannes Worte, nein, seine bloße Gegenwart, seine Stimme mit seltsamer Betonung, die durch die Seele klang wie Glockengeläute, hob den Hörer mit kräftiger Hand und ließ ihn aufzucken wie unter einer Offenbarung überirdischer Dinge, über die er nie zuvor gesprochen hatte, — Dinge voller Weh und Schrecken.

Weite Ausblicke eröffneten sich plötzlich vor den Augen Jurgis, während sein vergangenes trauriges Leben wie ein Nebel verschwand. Er fühlte sich erhoben, ein Aufruhr und Zittern ging durch seinen Körper, er fühlte sich plötzlich nicht länger mehr als ein einfacher Mann. Mächte wachten in ihm auf, von denen er nie geträumt hatte, teuflische Kräfte stritten in ihm, und er sah da, überwältigt von Schmerz und Freude. Alle seine alten Hoffnungen, sein alter Kummer, alle seine Büt stürzte auf einmal über ihn her und bewegte ihn in schier unbegreiflicher Weise. Daß er so gelitten hatte, war schlimm genug. Aber daß er dadurch ganz zugrunde gerichtet und geschlagen sein sollte, das war etwas, was ein menschlicher Geist nicht fassen konnte. „Was“, sagt der Prophet, „ist der Mörder, der den Körper tötet, gegen den, der die Seele tötet?“ Und Jurgis war ein Mann, dessen Seele getötet worden war, der aufgehört hatte zu hoffen und zu kämpfen, — der mit der Verzweiflung längst abgeschlossen hatte. Und nun wurde ihm plötzlich in erschütternder Erregung alles klar. Er stand da mit aufgehobenen Händen, die Augen blutunterlaufen, die Adern traten ihm an den Schläfen hervor, und er schrie wie ein wildes Tier — rasend, toll. Und als er nicht mehr schreien konnte, stand er still da und flüsterte nur leise zu sich selbst: „Bei Gott, bei Gott, bei Gott!“

29.

Der Redner hatte sich in den Hintergrund der Tribüne zurückgezogen, und Jurgis bemerkte, daß seine Rede zu Ende war. Der Beifall dauerte wohl mehrere Minuten lang. Jrgend jemand begann plötzlich einen Gesang, den die Menge aufnahm. Jurgis hatte ihn nie vorher gehört, und er konnte die Worte nicht ganz verstehen. Aber die wunderbare Melodie, — ihre Wildheit riß ihn mit — es war die Marceillaise. Als Vers auf Vers durch die Halle tönte, sah er still, die Hände gefaltet. Er zitterte durch alle Nerven. Er war in seinem ganzen Leben nie so erregt gewesen — ein Wunder war mit ihm geschehen. Die ganze Welt hatte sich für ihn verändert, — er war frei, frei. Er hatte nicht umsonst gelitten, er hatte nicht vergebens gedurbt und gehungert, er wußte, welche Erkenntnis er sich damit errungen

Hatte und trug es gern. Er würde nun nicht mehr länger der Spielball der Verhältnisse sein, er würde ein Mann sein, mit einem Willen, mit einem Zweck. Er würde jetzt etwas haben, für das er kämpfen für das er sterben konnte. Hier waren Männer, die ihn leiten und ihm helfen würden.

Die Zuhörer setzten sich wieder. Auch Jurgis nahm seinen Platz ein. Der Vorsitzende der Versammlung trat vor und begann zu sprechen. Seine Stimme klang dünn und unbedeutend nach der vorhergehenden Rede, und Jurgis hielt seine Ansprache für eine Profanation. Der Vorsitzende erklärte, daß eine Sammlung vorgenommen würde, um die Kosten der Versammlung zu bestreiten. Der Rest sei zugunsten der Streikkasse der Partei. Jurgis hörte dies, aber da er keinen Pfennig zu geben hatte, wanderten seine Gedanken anderswo hin.

Seine Augen blickten immer nur auf den Redner, der in seinem Rehnfessel saß, den Kopf auf die Hand gestützt, deutliche Zeichen völliger Erschöpfung auf seinem Gesicht. Plötzlich stand er aber von neuem auf, und Jurgis hörte den Vorsitzenden sagen, daß der Redner nun jede Frage, die aus der Versammlung an ihn gerichtet würde, beantworten würde. Der Redner trat wieder an die Rampe der Tribüne, und eine Frau stand auf und tat eine Frage über Tolstoi. Jurgis hatte nie von Tolstoi gehört und kümmerte sich auch nicht darum. Warum sollte jemand nach solcher Rede mit wichtigen Dingen kommen? Es war Zeit zu handeln, nicht zu schwagen. Die anderen mußten der neuen Idee gewonnen werden, mußten aufgestachelt, organisiert und für den Kampf vorbereitet werden. Aber die Diskussion ging weiter und brachte Jurgis wieder in Alltagsstimmung zurück. Als die Versammlung ihr Ende erreicht hatte und die Menge die Halle zu verlassen begann, war Jurgis im Ungewissen darüber, was er tun wollte. Er hatte ganz vergessen, daß er gehen müsse, er hatte gedacht, daß er nun Freunde und Brüder gefunden habe. Aber nun konnte er gehen, und alles, was er gehört hatte, würde wieder verschwinden. Er saß noch immer auf seinem Stuhl, in Staunen versunken. Die anderen in seiner Reihe wollten jedoch heraus, und so mußte er aufstehen und gehen. Er war der Tür schon nahe, daß er die kühle Nachtluft spürte, und Verzweiflung ergriff ihn wieder. Er wußte nicht das Geringste über das Thema der Rede, kannte selbst nicht den Namen des Redners und wollte schon weggehen — aber nein, nein, das war ja verkehrt, er mußte jemanden ansprechen, er mußte diesen Mann finden und ihm alles sagen. Der würde ihn nicht verachten, wenn er auch ein Landstreicher war.

So ging er eine leere Reihe von Stühlen hinauf und wartete, bis die Menge sich etwas verlaufen hatte, und dann ging er gegen die Tribüne vor. Der Redner war bereits gegangen, aber eine Seitentür war offen, durch die das Volk aus- und einging, und kein Wächter stand davor. Jurgis nahm allen seinen Mut zusammen und ging hinein und einen Gang entlang, bis er vor die Tür eines Zimmers kam, in dem viele Leute gedrängt umherstanden. Niemand beachtete ihn, er drückte sich durch und sah in einer Ecke den Mann, den er suchte. Der Redner saß in einem Stuhl, die Schultern zusammengezogen, die Augen halb geschlossen. Sein Gesicht war gespenstisch bleich. Ein großer Mann mit einer Brille stand neben ihm und hielt die näherdrängende Menge zurück. Jurgis blieb eine Weile beobachtend stehen. Ab und zu sah der Redner auf, richtete ein paar Worte an einen der Umstehenden und blickte schließlich auf Jurgis, ihn gleichsam mit den Augen nach seinem Wunsche fragend. Jurgis faßte Mut und ging auf ihn zu.

„Ich wollte Ihnen danken, Herr,“ begann er in atemloser Hast, „ich konnte nicht weggehen, ohne Ihnen zu sagen, wie sehr — wie froh ich bin, Sie gehört zu haben.“ — Der große Mann mit der Brille, der weggegangen war, kam in diesem Augenblick zurück. „Unser Genosse ist zu müde, um mit jemandem zu sprechen,“ begann er, aber der andere winkte mit der Hand. — „Warte,“ sagte er, „er hat mir etwas zu sagen,“ und er sah in Jurgis Gesicht. „Ihr wollt mehr über den Sozialismus hören?“ fragte er. — „Ich — ich,“ stammelte Jurgis, „ist es Sozialismus? Ich wußte es nicht. Ich möchte gern mehr davon wissen — ich möchte helfen. Ich habe alles das durchgemacht.“ — „Wo wohnt Ihr?“ fragte der andere. — „Ich habe kein Heim,“ sagte Jurgis, „ich bin arbeitslos.“ — „Ihr seid ein Fremder, nicht wahr?“

„Aus Litauen, Herr.“ — Der Mann dachte einen

Augenblick nach und wandte sich an seinen Freund. „Wer ist dort, Walters?“ fragte er. „Ist Ostrinski nicht hier — ist er nicht ein Pole?“ — „Ostrinski spricht lithauisch,“ sagte der andere. — „Gut denn, würdest Du so freundlich sein und sehen, ob er noch da ist?“

Der andere sah nach, und der Redner sah wieder auf Jurgis. Er hatte tiefe schwarze Augen und ein Gesicht voller Güte. „Ihr müßt mich entschuldigen, Genosse,“ sagte er. „Ich bin etwas ermattet — ich sprach während dieses Monats jeden Tag. Ich werde Euch jemand vorstellen, der Euch ebenfugot helfen kann wie ich.“ — Der Bote kam zurück, gefolgt von einem Mann, der Jurgis als „Genosse Ostrinski“ vorgestellt wurde. Ostrinski war ein kleiner Mann, war schmalwangig und hatte das Gesicht voller Falten, war häßlich und leicht gelähmt. Er hatte einen langen schwarzen Rock an, der an den Säumen und an den Knopflöchern stark abgetragen war. Sein Händedruck war herzlich, und er sprach lithauisch. Das wärmte Jurgis auf. — „Du willst mehr über Sozialismus wissen?“ sagte er. „Gewiß, laß uns gehen und einen Spaziergang machen, wo wir ruhig plaudern können.“

Jurgis sagte dem Redner des Abends Lebewohl und ging. Auf Wunsch des anderen erzählte er seine Geschichte, wie er nach Amerika gekommen war und was ihm überall passiert war in den Schlächthäusern, wie seine Familie zugrunde gerichtet wurde und wie er ein Landstreicher geworden war. So wenig der kleine Mann auch nur erfahren hatte, er drückte Jurgis Arm und meinte: „Du hast die Mühen des Lebens durchgemacht, Du hast sie kennen gelernt. Wir werden einen Streiter aus Dir machen.“ Ostrinski klärte nun Jurgis über seine häuslichen Verhältnisse auf. Er würde Jurgis gebeten haben, zu ihm zu kommen, aber er hatte nur zwei Zimmer und konnte ihm kein Bett anbieten. Er würde ihm sein eigenes gegeben haben, aber seine Frau sei krank. Späterhin erfuhr er, daß Jurgis sonst in einem Lortweg zu schlafen haben werde, bot Ostrinski ihm den Boden seiner Küche an, was der andere mit Dank annahm. Ostrinskis Heim lag im Ghetto-Distrikt. Er hatte zwei Zimmer im Parterre. Ein Kind weinte leise, als sie eintraten, und Ostrinski schloß die Tür, die nach dem Schlafzimmer führte. Er habe drei kleine Kinder, das letzte sei erst vor kurzem angekommen. Die Hälfte der Küche nahm ein Arbeitstisch ein, auf dem Kleider aufgehäuft lagen, und Ostrinski sagte, daß er Schneider wäre und Hosen fertig mache. Er brachte große Bündel Kleidungsstücke nach Haus, die er und seine Frau dann verarbeiteten. Er konnte davon leben, aber es wurde ihm immer schwerer, weil seine Augen immer mehr nachließen. „Was würde wohl kommen, wenn meine Augen nicht mehr sehen könnten,“ meinte Ostrinski. „Von Ersparnissen kann natürlich keine Rede sein. Bei zwölf- und vierzehnstündiger Arbeit pro Tag kann ein Mann gerade so viel verdienen, um leben zu können. Das Herstellen der Hosen verlangt ja keine besondere Geschicklichkeit, jedermann kann es machen, und so werden die Löhne immer schlechter. Die Arbeiter sind von der Arbeitsgelegenheit abhängig und unterbieten sich gegenseitig. Niemand kann mehr bekommen als der, der zum niedersten Lohn arbeitet. Auf diese Weise befinden sich die Leute fortwährend in einem Kampf auf Leben und Tod mit ihrer Armut. Das ist „Konkurrenz“, so weit sie die Lohnarbeiter betrifft; dem Mann gegenüber aber, der uns nur ausbeutet, erscheint dieses Konkurrenzsystem in wesentlich anderem Lichte. Es sind ihrer ja nur wenige, die vereinigt den Markt beherrschen, und ihre Macht ist nicht zu brechen. Und so geht das nun über die ganze Welt, überall gibt es zwei Klassen, die eine unüberbrückbare Kluft trennt: die Klasse der Kapitalisten mit ihrem enormen Vermögen und das Proletariat, in Sklavenketten gefesselt. Letztere stehen zu den ersteren im Verhältnis von tausend zu eins, aber sie sind unwissend und hilflos, und sie sind der Gnade ihrer Ausbeuter überlassen, bis die Partei organisiert ist, bis sie ein „Massenbewußtsein“ bekommen. Es ist ein langwieriger Prozeß, aber es geht nun doch vorwärts, die Bewegung gleicht der Bewegung eines Gletschers — wenn er einmal im Gange ist, gibts kein Aufhalten mehr. Es spielt keine Rolle, ob ein Mann jetzt arm ist oder sehr gelitten haben mag — er kann nicht mehr unglücklich sein, da er nun weiß, welcher Zukunft er entgegengeht. Selbst wenn er es nicht mehr erlebt, haben seine Kinder Anteil daran, und für einen Sozialisten ist der Sieg seiner Partei auch sein Sieg. Auch mir ist das Anwaschen der Partei ein steter

Ansporn. Hier in Chicago kommen sie in Massen zu uns, die Bewegung wächst zusehends. Chicago ist der Mittelpunkt der Industrie des ganzen Landes, und nirgends sind die Gewerkschaften so stark. Aber ihre Organisation hat den Arbeitern bis jetzt noch wenig Gutes gebracht, denn die Arbeitgeber haben sich ebenfalls zusammengetan, und so gingen die Streiks bis jetzt gewöhnlich fehl. Sobald die Gewerkschaften aber zerstückelt sind, treten die Leute zu den Sozialisten über.“

Ostrinski erklärte die Organisation der Partei, die Methode, durch die sich das Proletariat selbst erzeuge. „Ueberall, in jeder größeren Stadt sind Lokalvereine, selbst in den kleinen Städten werden sie nun rasch organisiert. 1400 Lokalvereine existieren bis jetzt mit einer Gesamtmitgliederzahl von 25 000, die alle ihre Unterstützung beitragen zur Organisation.“

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Engels

Geschichte der deutschen Literatur.

Von Ernst Kreowski.

„Die Literatur-Geschichtswerke gehen dahin; die Literaturwerke bleiben“, sagt Engel. Trotzdem verfaßte er sein zweibändiges Werk. (Leipzig und Wien 1906. G. Freitag u. F. Tempsty.) Es wendet sich an die „Nichtwissenden“. Es soll für sie als „Anregung und Wegweisung zum eigenen Genuß der Literaturwerke“ dienen. Leider erreichen derartige Bücher diesen Zweck selten — fast nie. Das Gros der deutschen Leser ist gewohnt, nur gerade so viel „literarisches Wissen“ aufzunehmen, als für seine gesellschaftliche „Bildung“ notwendig ist. Es schöpft gewisse „Anregungen“ weniger aus den Werken der Dichter selbst, als aus Literaturgeschichten, die ihm das „Bissenswerteste“ darbieten. Diese letztere Absicht verfolgt auch Eduard Engel. Daß er Liebe für seinen Gegenstand mitbringt, wird niemand bestreiten. Nicht streng sachlicher Kritiker will er sein, nur kompetenter Vermittler. Nun ist es ja heutzutage nicht mehr schwer, eine Geschichte der deutschen Literatur, sagen wir bis auf das nachklassische Epigonenzeitalter, zu schreiben. Dies riesenmaterial liegt in tausendfacher und vielfältiger Sichtung und Bearbeitung da. Gründliche Belesenheit, gepaart mit sicherem Urteil und ungetrübtem Sehvermögen für das Vollwertige, ewig Dauernde oder zeitlich Gebundene vorausgesetzt, wird man wohl zu einer abgeschlossenen Darstellung gelangen. Es dreht sich hierbei vornehmlich um Wiederholung feststehender Urteile, Verächtigung nicht mehr zeitgemäßer Anschauungen nach der Formel der heutigen Literaturforschung sowie endlich um eine übersichtliche Gliederung des Stoffes. Da können wir fast überall mit Eduard Engels Auffassung und Darstellungsweise einverstanden sein. Mit vollem Recht verfaßt er den Standpunkt: Literaturgeschichte ist nicht Sittengericht. Sein Eintreten für Heine, um ein Beispiel anzuführen, wirkt wohlthuend gerade in unseren Tagen, wo ein Herr Adolf Bartels im Narrenumhang des „alteutschen“ Judenfressers gegen den Dichter loszieht. Auch gegen Engels Meinung: daß es heute nicht mehr recht angehe, Heine für den größten Lyriker nach Goethe zu halten, ist vom literarästhetischen wie historischen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Allzu engberzig urteilt Engels freilich über Heines soziale und politische Dichtungen. Erblicken wir mit Recht in ihnen seine eigentliche dichterische Größe, so findet er in den „wigen Zeitgedichten viel Freches und Unsauberes“. Ueberhaupt befeuert sich Engels gegenüber der sozialen Dichtung einer höchst einseitigen Auffassung. Entweder, er gleitet an ihr mit bedauerndem Absfelzuden ohne Verweilen vorüber, oder er verbannt sie vom Tempel der Kunst schlechthin als „Tendenzpoesie“. Dagegen erhebt er, so oft sich hierzu Gelegenheit bietet, die „Vaterlandsdichtung“ hoch auf den Schild.

In die letzte Periode der deutschen Literatur hinüberleitend, bestreitet Engels zunächst, daß es wahr sei, daß die Dichtung nach 1870/71 völlig verlagert habe. Zum Beweise des Gegenteil führt er einige Schriften von Keller, Anzengruber, Burchardt, Nießche und anderen an, deren Entstehung in jene Jahre fielen. Er vergißt jedoch zu bemerken, daß jene Schriftsteller erst durch die Kämpfe des jüngsten Deutschlands in den achtziger Jahren beim Publikum allmählich Geltung gewannen. Am deutlichsten zeigt sich das bei Fontane, der nun erst als Romanchriftsteller Einfluß und Bedeutung erlangte. Der modernen Richtung bringt Engels viel Wohlwollen entgegen. Gleichwohl scheint er sich über die Ursachen des, mit M. G. Conrad zu reden, „literarischen Dauernkrieges“ spießbürgerlicher Anschauung hinzugeben. Im patriotischen Taumel über die Macht und Herrlichkeit des geeinten Deutschland ist jene Bewegung gewiß nicht entstanden. Das junge Geschlecht stand ja um 1870/71 noch im Kindesalter. Aber während es heranwuchs, sah es um sich her ein ganz anderes Zeitbild, als es die Väter in ihrer Jugend gesehen hatten. Man mußte hier die gesamte Entwicklung zum maschinellen Großbetrieb

bezw. die Umwandlung des Kleinbürgerlichen Deutschlands in ein großkapitalistisches und das Aufsteigen der um die gleichen sozialen und politischen Rechte kämpfenden Arbeiterklasse aufrollen, um die Unterschiede vor und nach der famosen Errichtung des höfenzöllernschen Kaiserthums anzudeuten. Die Jungen waren doch aber die Sprößlinge des Bürgertums, dessen reifere Jahrgänge sich Anno 1848/1849 für Revolution mit Barrikaden und Straßenkämpfen interessiert hatten. In ihren Schwarmgeistern lebten ähnliche Sehnsüchte auf. Aber weil sie zum verfochten Liberalismus ihrer bürgerlichen Sippe keine gangbare Brücke finden konnten, so suchten sie ihr Heil bei der aufstrebenden Arbeiterklasse. Sie erdickten ihnen als Siegfried; mit ihr hofften sie eine baldige Wiederholung revolutionärer Stürme zu erleben. Daher der künstliche Anschluß der Jüngstdeutschen an das sozialistische Proletariat! Daher der Ansturm gegen die Literatur von „gestern“. Und daher der sozialistische Anbau jener Bewegung wie ihrer Erstlingsdichtung! Später — schon nach wenigen Jahren — als die ideologischen Schwärmer einsehen, daß die Arbeiterkraft für Knabenspiele nicht zu haben war, und daß der Sozialismus eine ernste Belästigung darstellt, deren Bekenntnis aber auch Opfer auferlegt, da retirierten sie sich fast alle zurück ins Bürgertum, um den vertenden Anschluß nicht zu verlieren. Die Pädagogie der modernen Literaturentwicklung durch allerlei „Ismen“ ist charakteristisch für den etwas umständlichen Weg, der teils aus Kofetterie, teils aus egoistischen Brotfortinteressen eingeschlagen wurde und natürlich auch die meisten zum Ziele führte.

Wollte Engel bei dem allem das ökonomische Moment nicht absichtlich übersehen, so hätte er statt einer gemeinplätzigten Betrachtungsweise besser getan, sich aus S. Lublinskis „Bilanz der Moderne“ Rat zu holen. Es ist nun freilich leichter, von Modeliteratur zu reden. Wie aber diese „Moden“ entstanden sein mögen aus rein materialistischen Beweggründen, die allerdings durch scheinbare künstlerische Entwicklungsnotwendigkeiten sorgsam verhüllt wurden, das zu sagen bleibt Engel schuldig. Im ganzen beobachtet er zu der modernen Literatur seit 1885 bis jetzt den Standpunkt des objektiv scheinenden Historikers, der die Dinge nach ihrem effektiven Werte einschätzt — insofern eben eine „geschichtliche Darstellung der Literatur der Gegenwart überhaupt möglich ist.“ Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die jüngstdeutsche Lyrik tatsächlich den Vergleich mit der seit Goethe nicht zu scheuen habe, im Gegenteil reicher sei und weit über diese hinausstrebe. Als das Beste am modernen Drama erachtet Engel: das es das Publikum zum ernstern Verstehen herangezogen habe; er bestreitet jedoch mit augenscheinlicher Verächtigung, daß eben jene Dichtung den Geschmack der Masse auf die Dauer wohlthätig beeinflusst habe. Dieser Ansicht wäre allerdings entgegen zu halten, daß das Theaterpublikum einer Großstadt wie Berlin in ewig flutender Bewegung ist, und somit derlei Einflüsse sich nur schwer geltend machen können, oder erst nach langer, langer Zeit an die Oberfläche steigen.

Mit der erzählenden Dichtung ist Engel am wenigsten zufrieden. Er vermisst bei ihr „trotz aller Kenntnis der Kunstmittel des Romans“ irgendwelche Fortschritte, und ist der Meinung, daß die Ausübung der reinen Erzählungskunst in den letzten Jahrzehnten eher gelitten“ habe. Sobald Engel die Verächtigung neuer ästhetischer Maßstäbe anerkennt, würde er einsehen, daß er sich geirrt hat. Als Bezeichnende Auswüchse der modernen Literatur in ihrer Gesamtheit unterstreicht er das „G e t u e“ als einen „der schlimmsten Krankheitsleime neuerer Kunst, aber auch des Lebens.“ Ferner berurteilt er die Mode- und Fremdwörterucht. Man wird ihm ironisch beipflichten dürfen. Aber nun möchte ich verschiedene andere, nicht unwesentliche Ausstellungen an Engels Literaturgeschichte machen. Wohl ist es nicht möglich, daß jemand die literarische Gesamtproduktion der letzten zwei Jahrzehnte (nach ziemlich genauer Berechnung etwa 3500 Erzählungswerte und jährlich 600 gedruckt vorliegende Dramen — die Lyrik zählt Regionen!) selbst gelesen haben könnte, ohne vorzeitig verrückt zu werden. Man wird also auch nicht gleich ein Verdammnisurteil fällen, weil dieser oder jener bedeutendere Autor zugunsten kleinerer oder gar kleinster Talente übergangen wurde. Solche Unterlassungssünden lassen sich ja leicht bei einer Neuauflage des Werkes gut machen. So vermisste ich eine spezielle Einbeziehung der österreichischen und süddeutschen Dialektliteratur. Vor allem fehlt M i c h a e l B r e d e n b r ü c k e r. Bei anderen Autoren ist aus totaler Unkenntnis ein unzulängliches, ja vollkommen verkehrtes Verdikt über deren dichterische Lebensleistung abgegeben. H e i n r i c h v o n M e d e r zum Beispiel gehört zu den Altmündener „Krokoliden“. Es geht nicht an, bloß seine Beziehungen zum Kreise der Mündener „Modernen“ lose zu erwähnen und dann an einer lyrischen Gelegenheitsblüte den Dichter als das „männliche Pendant zur Großmeisterin unfreiwilliger Komik: der schlesischen Sängerin Friederike Kempner“ hinzustellen. Meders Schöpfungen wären Herrn Engel leicht zugänglich gewesen. Dessen herrliches Epos: „Wotans Heer“ habe ich und mit mir andere (Julius Grosse) bei seinem Erscheinen vor nun 14 Jahren als ein Nationales von wahrhaft hoher bleibender Bedeutung bezeichnet. Und daß Meder ferner unter die größten Balladendichter gehört, das sollte, meine ich, einem Literaturhistoriker immerhin bekannt sein. Andere Irrtümer sind u. a. folgende: H a l b e ist in Weitz, nicht in Ostpreußen geboren. Der Schweizer Heer heißt nicht Gustav, sondern Jakob. W a n i - a ist war 1905

wahrscheinlich geworden, lebt aber meines Wissens noch. Julius Brand, Franz Held, Georg Schaumberg, Minna Kautsky, um nur einige zu nennen, und unser Robert Schweichel fehlen ganz. Und hier will ich denn endlich auf den Kardinalfehler des Engelischen Werkes hinweisen. Schweichel durfte Herr Engel nicht überleben! Aber gerade darin, daß er es getan, erblicke ich seinen etwas philiströs eingeeigneten Standpunkt. Die Anmerkung über die sozialistische Arbeiterdichtung ist voll rührend naiver Unkenntnis. Es werden einige Namen genannt: Gajencleber, Max Regel, Ernst Prezang und Jakob Audorf. Bei Erwähnung der „Arbeitermarke“ belustigt es Engel, daß Audorf „zu Arbeitern von Bhalaur“ spreche. Es ist nun mal so: dem willigen Verständnis sozialistisch aufgestellter Arbeiter darf ein Schriftsteller mehr zumuten, als geschwiegenen Bourgeoisöhnen, sogar mehr, als sich ein deutscher Literaturhistoriograph träumen läßt! Sollte Engel über sozialistische Dichtung reden, dann hätte er auch manche andere Namen nennen müssen. Beim Kapitel: Geschichtsbewertung sind fast alle neueren sozialistischen Autoren ausgefallen! Aber Eduard Engel wollte eine „Geschichte der deutschen Literatur“ für das liebe Bürgertum schreiben. Diese Absicht und wohl auch ein wenig Beklemmung, um nur ja nicht in den Geruch sozialistischer Arbeiterfreundlichkeit zu kommen, legten vorsichtige Beschränkung auf. Engels Literaturgeschichte ist also auch wieder nicht das Werk, das vollkommen befriedigt. Sozialistische Leser vor allem werden gut tun, es nur mit gebotener kritischer Reserve zu benutzen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Jugendchriften. Erstreckt sich in den letzten Jahren die Erkenntnis im Proletariat mehr und mehr verbreitet, daß der Jugendchriftenfrage eine hohe Bedeutung beizumessen sei. Im großen und ganzen hat man sich freilich begnügen müssen, die dankenswerte Vorarbeit der Hamburger und sonstigen Jugendchriftenausschüsse zu benutzen und für die Verbreitung ihres Verzeichnisses, das nur in einigen Orten wie Nürnberg nachgeprüft und ergänzt wurde, nach Kräften durch Wort und Schrift einzutreten. Die Erfolge sind noch nicht allzu groß, aber es ist immerhin Breiche in die Vorherrschaft des nur scheinbar billigen und zudem in jeder Hinsicht verwerflichen Großbuches gelegt. Wir werden unsere Bemühungen auch auf diesem Gebiete erweitern und vertiefen müssen. Vor allem werden wir ein eigenes Verzeichnis schaffen müssen, das der Mitarbeit aller derer bedarf, die hierzu die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse und obendrein künstlerischen Geschmaack und pädagogisches Empfinden mitbringen. Wer selber mit Hand angelegt hat, wird die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die hierbei zu überwinden sind und sicher auch überwunden werden können. Heinrich Schulz beschäftigt sich mit dieser Frage in der „Neuen Zeit“. Er regt an, den Bildungsausschuß mit der Aufgabe zu betrauen, ein für unsere Jugend geeignetes Verzeichnis empfehlenswerter Schriften auszuarbeiten, das alle nichtsozialistischen Tendenzschriften ausmerzt. Wir können uns damit einverstanden erklären, wenn das Zentralkomitee sich auf die Vorarbeiten lokaler Ausschüsse stützen und deren Vorschläge unter einen Hut zu bringen hat. Denn darum handelt es sich in erster Linie überall, wo genügend geachtete Kräfte vorhanden sind, diese zu sammeln und die Arbeit in ihrem Kreise organisieren zu lassen. Der rein praktischen Tätigkeit muß sich von selber die stichtende eines Prüfungsausschusses zugesellen, da überall über heimatische und landsmannschaftliche Literatur, die in kein allgemeines Verzeichnis paßt, zu entscheiden ist. Je reichere Tätigkeit diese Einzelausschüsse entfalten, um so ergiebiger wird auch der Nutzen für die Gesamtheit sein. Vielleicht wird zwischen den einzelnen Ausschüssen auch eine Arbeitsteilung möglich sein, indem die eine mehr die Bilderbücher, die andere mehr die naturwissenschaftliche Literatur behandelt.

Ueber die Frage der Tendenz wird man sich leicht einigen. So wenig gegen eine von unserer Anschauung getragene, also letzten Endes sozialistische Jugendchrift einzuwenden ist, die nicht gemacht, sondern wie ein echtes Kunstwerk geschaffen ist, so sehr wird alles auszuscheiden sein, was nur die Loyalität der Absicht auszeichnet. Büchlein läßt sich keine sozialistische Jugendliteratur. Aber wir wollen die Augen aufmachen, ob sie irgendwo heranwächst und dem kommenden die Wege ebnet. Dazu kann der Vorschlag des Genossen Schulz die geeignete Grundlage abgeben.

Technisches.

Was eine Kilowattstunde leisten kann. Ein Stadt-Elektriker einer englischen Stadt, Southborough, hat unlängst eine kleine Liste veröffentlicht, um den Bewohnern der Stadt vor Augen zu führen, was eine Kilowattstunde Elektrizität alles leisten kann. Die Liste, die ja nur die Absicht verfolgt, möglichst viele neue Anschlüsse zu erzielen, ist in manchen Punkten vielleicht etwas anspruchlos, im großen ganzen aber recht geschickt zusammengestellt. Zur Beurteilung sei angeführt, daß der Preis für eine Kilowattstunde in Berlin 40 Pf. für Licht- und 16 Pf. für Kraftzweck kostet.

Eine Kilowattstunde kann nach dieser Zusammenstellung: 100 Meter Holzknüppel zerlegen, 5000 Messer puzen, 25 Paar Schuhe puzen, 5 Pferde besäen. Die Lodenjähre ein ganzes Jahr lang täglich einmal, Sonntags sogar zweimal drei Minuten lang heiß halten. 1250 Abdrücke auf einer Druckerpresse liefern. Eine elektrische Glode 10 Jahre betreiben. 30 Zylinderhüte bügeln. 3000 Zigarren anzünden. 600 Liter Wasser auf eine Höhe von zirka 8 Meter heben. 3 1/2 Tonnen 25 Meter hoch in 4 Minuten heben. 3 elektrische Lichtbühnen bereiten. Fünfzehn Nippchen in 15 Minuten lochen. Eine Nähmaschine 21 Stunden betreiben. Ein elektrisches Klavier 10 Stunden spielen lassen. Das Frühstück 5 Stunden warm halten usw.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung jedenfalls, daß die Ausnutzung der Elektrizität im täglichen Leben des einzelnen unbegrenzte Möglichkeiten bietet. Ob aber diese Möglichkeiten bei den heutigen Preisen der Elektrizität und Installation von der großen Masse ausgenutzt werden können, ist eine andere Frage.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Alkohol im Brot. Von altersher wird, wenn Brot gebacken werden soll, dem Teig eine Portion Hefe oder Wärme zugelegt, und auch die Hausfrauen, die sich den Teig zu Feiertagskuchen selbst im Hause herstellen, versäumen nicht, Wärme hinzuzutun. Der Zweck, den man dabei erreichen will, ist der, daß das Brot oder der Kuchen schön locker wird, während man ohne Wärmezugang eine feste, dicke und schwer verdauliche Speise erhalten würde. Die Wärme wirkt nun zu diesem Zweck in der Weise, wie sie eben nach ihrer Natur wirken kann. Sie ist nämlich nichts anderes, als eine Masse von Hefepilzen, und diese bewirken, wenn sie einer zuderhaltigen Substanz zugelegt werden, eine Vergärung des Zuders. Der Vorgang ist beim Teig genau derselbe wie beim Bierbrauen, bei dem ja auch Hefe verwendet wird. Hier, wie beim Teig, zerlegt sich in Anwesenheit der Hefepilze der Zucker nach ganz bestimmten chemischen Gesetzen in Alkohol und Kohlenäure. Beim Bier und übrigens auch beim Wein entweicht die Kohlenäure zum größten Teil, ein kleiner Teil bleibt im Getränk und verschafft ihm den eigenartig pikanten Geschmack, der entstandene Alkohol aber macht das Getränk zum alkoholischen Trank.

Der Teig wird durch die durch die Wärme hervorgerufene Kohlenäure in der gewünschten Weise aufgelockert, der Alkohol kann aber auch aus dem Teig nicht entweichen und selbst der strengste Alkoholgegner ist gezwungen, im Brot Alkohol zu sich zu nehmen. Allerdings ist die Menge Alkohol, die wir auf diese Weise uns zuführen, nicht gerade bedeutend. Vor kurzem wurden hierüber genauere Untersuchungen angestellt und sie ergaben, daß auf 100 Gramm Brot kaum ein Zehntel Gramm Alkohol entfällt; also beräuhert kann man von dieser Menge nicht werden, aber immerhin genießen wir im Brot auch Alkohol.

Notizen.

Einige neue Jugendchriften sind noch kurz vor Weihnachten erschienen, zu spät, um in unsere Liste aufgenommen zu werden. Zwei gute Gaben kommen aus dem Norden. Eine stammt von der Korvegerin A. Gjeims-Selmer, der wir eines der besten Kinderbücher der letzten Jahre: „Die Doktorfamilie im hohen Norden“ verdanken. Das neu überlegte Buch („Als Mutter klein war“, Verlag Ehold u. Co., München, Preis in guter Ausstattung geb. 2 M.) ist eine Art Fortsetzung des ersten. Die Mutter erzählt aus ihrer Jugend, voller Frische und Anschaulichkeit. Freilich es ist für das Arbeiterkind eine fremde Welt, die sich da aufst, aber doch eine, in der echte Menschlichkeit zu Hause ist. Interessant ist der Versuch, das Wesen des Kunstwerkes dem Kinde nahe zu bringen.

— Eine reiche volle Schöpfung der Phantasie und Gestaltungskraft, die Natur, Tiere und Menschen belebt, ist Selma Lagerlöfs: „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ (überliefert aus dem Schwedischen. Verlag Albert Langen, München, Preis 4 M.) Die Abenteuer und Prüfungen dieses Bauernjungen, der in ein Wästel-männchen verwandelt wurde und mit den Wildgänsen durch ganz Schweden reist, sind in diesem wunderbaren Buche erzählt. Bisher liegt erst der erste Teil vor, und der ist bereits zu teuer für die Arbeiterfamilie. Herr Langen sollte eine billige Ausgabe veranstalten, es würde sich lohnen. Andere Verleger tun das bereits alle Jahre mit guten Kinderbüchern, die sonst unerschwinglich sind. Schwedisches Land- und Tierleben ist mit den Augen des Dichters geschaut, und doch ist es alles im Bereich kindlicher Anschauung geblieben.

Der Verlag der Deutschen Dichtergebächtnisflistung (Hamburg-Großhorstel) endlich hat kurz vor Jahreschluss noch ein Deutsches Weihnachtsbuch erscheinen lassen. Es ist eine Sammlung „der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa“. Es kostet gebunden 2 M. Der stattliche Band will ein möglichst vollständiges Weihnachtsbuch sein, das „alle Erinnerungen, Hoffnungen und Träume vom Advent bis zur Epiphania“ enthalten soll. Reichhaltig und gut geordnet ist es in der Tat. Ob die Auswahl immer unseren Wünschen entspricht, läßt sich im Handumdrehen nicht entscheiden.